

Kraus, Otto

Article

Bemerkungen zur Entwicklungstheorie

Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft

Provided in Cooperation with:

Duncker & Humblot, Berlin

Suggested Citation: Kraus, Otto (1962) : Bemerkungen zur Entwicklungstheorie, Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, ISSN 1619-6244, Duncker & Humblot, Berlin, Vol. 82, Iss. 3, pp. 303-319,
<https://doi.org/10.3790/schm.82.3.303>

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/290994>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Bemerkungen zur Entwicklungstheorie

Von

O t t o K r a u s - M ü n c h e n

I. Die entwicklungspolitische Bedeutung der Produktion

Unsere heutige Produktionswirtschaft ist das Ergebnis einer langen Entwicklung, die mit der Entstehung von Ackerbau, Viehzucht und zusammenhängenden Siedlungen um etwa 8000 v. Chr. begann und somit die Lebensdauer von etwa 300 bis 400 Generationen umfaßt. In diesem langen Zeitraum stand die zivilisierte Gesellschaft unter dem unerbittlichen Zwange des *Gleichgewichtes zwischen Produktion und Nachwuchs* — unter dem Gesetz des *Mangels* also, ohne dessen Druck ein wirtschaftliches Verhalten weder notwendig noch zweckmäßig wäre; denn die Wirtschaft ist keine Sinnerfüllung des menschlichen Lebens, sondern eine soziale Zweckveranstaltung, um einem Mißverhältnis zwischen dem menschlichen Bedarf und jenen Mitteln zu begegnen, welche diesen Bedarf befriedigen.

Ein solches Mißverhältnis bezeichnet man als „Knappeit“ — und die Produktion ist nichts anderes als eine Methode, um mit der Knappheit an wirtschaftlichen Gütern fertig zu werden. Eine andere Methode besteht z. B. darin, daß man die zur Bedürfnisbefriedigung verfügbaren Güter nach Maßgabe des Bedarfes für eine bestimmte Zeit *einteilt*. Beide Methoden — die der Produktion und die der Rationierung — schließen einander nicht aus, doch ist ihre Anwendung auf jeden Fall ein Zeichen dafür, daß eine gewisse Knappheit an Mitteln für die menschliche Bedürfnisbefriedigung besteht und solche Güter nicht im „Überfluß“ vorhanden sind; in diesem Sinne ist also jede Wirtschaft eine „*Mangelwirtschaft*“, insofern als ihre spezifischen Methoden der Produktion und der Rationierung dazu bestimmt sind, eine bestehende Knappheit an wirtschaftlichen Gütern zu überwinden oder einer in Zukunft zu erwartenden Knappheit vorzubeugen; denn zur Wirtschaft gehört auch die Vorsorge für die Zukunft.

Wenn also von einer „Gesellschaft im Überfluß“ („*affluent society*“) die Rede ist — was kann mit dieser Metapher gemeint sein? Etwa eine Gesellschaft, in der es keine Wirtschaft mehr gibt — in welcher

die Produktion und die Rationierung von Gütern „überflüssig“ geworden sind?

Leider ist eine solche Gesellschaft nur in den Märchen vom Schlaraffenland oder in utopischen Zukunftsträumen zu finden; in der Welt von heute hingegen ist Not und Armut immer noch ein Dauerzustand für die große Mehrheit der Weltbevölkerung, und das Schicksal des Durchschnittserdbewohners besteht nicht darin, sich regelmäßig satt zu essen. Hunger, Unterernährung und die daraus entstehenden Mangelkrankheiten dürften für die Menschheit im ganzen auch heute noch die häufigsten Todesursachen sein.

Aber diese schlichten Tatsachen sind nur die eine Seite der Sache. Hunger, Not und Elend hat es ja zu allen Zeiten gegeben — und sie waren nicht allein Todesursachen, sondern auch Antriebskräfte für die Entstehung, Ausbreitung und Entwicklung der sozialen Zivilisation. Man würde also fehl gehen, die Dinge nur vom Gesichtspunkt der notleidenden Menschen aus zu sehen. Eine so einseitige Beurteilung bringt uns keinen Schritt weiter. Denn man sieht ja nicht nur Armut, Mangel und Entbehrung, sondern man sieht auch Reichtum, Überfluß und Verschwendung; diese beiden Pole der sozialen Differenzierung gab es schon in einem sehr frühen Stadium der menschlichen Zivilisation — nämlich vor Erfindung der Bilder-, Keil- und Lautschrift — also in der sog. Vorgeschichte. Wenden wir uns daher den Ursachen dieser sozialen Differenzierung zu und fragen wir, wie Reichtum und Armut entstanden sind und wodurch sie immer wieder von neuem entstehen. Es ist nicht schwer, die Antwort zu finden, wenn wir die menschliche Gesellschaft im ganzen betrachten. Es ist leicht zu sehen, daß Reichtum an sich oder „Volksreichtum“ durch die Produktion von Gütern geschaffen wird, während der Reichtum einzelner Personen oder Familien durch die Konzentration der produktiven Erträge in wenigen Händen entsteht. Aber auch für die Entstehung und Ausbreitung der Volksarmut gibt es eine unschwer einleuchtende Erklärung: Denn es ist ganz offenbar die Zunahme der Bevölkerung, die der Anhäufung von Volksreichtum entgegenwirkt, weil aus dem Produktionsertrag oder „Sozialprodukt“ einer wachsenden Gesellschaft zunächst mehr Menschen versorgt werden müssen, die Mäuler zum Essen und Trinken, Leiber zum Bekleiden und zum Beherbergen, aber noch keine Kraft und keinen Verstand zum Arbeiten haben.

Wo immer die Menschen in großen Massen zusammenleben, machen sich zu Zeiten die unübersehbaren Anzeichen eines sozialen Notstandes aus *Übervölkerung* bemerkbar — wie etwa in den Tagen des Kirchenvaters *Tertullian* (um 160 bis 222 n. Chr.) im antiken Rom. Freilich sank die Einwohnerzahl des Römischen Reiches von 55 Millionen nach der Volkszählung im Jahre 14 später bis auf 20 Millionen

Menschen — aber dieser Rückgang war eben durch Kriege und Bürgerkriege, durch die gewaltsame Ausrottung ganzer Städte und Länder und die Zerstörung der wirtschaftlichen Lebensgrundlagen des Reiches verursacht worden.

Theoretisch sind die Befürchtungen des *Tertullianus*, der sich ja nicht nur *pro urbi*, sondern als Kirchenvater auch *pro orbi* Sorgen machte, bis heute nicht widerlegt worden — ebensowenig wie die rund 1600 Jahre später entstandene Bevölkerungslehre des schottischen Geistlichen Thomas Robert *Malthus*. Man macht sich diese angebliche Widerlegung zu leicht, wenn man nur die Formulierungen der ersten Auflage seines „*Essay on the Principle of Population*“ von 1798 berücksichtigt; erst in der erweiterten und überarbeiteten Ausgabe von 1803 findet sich nämlich die grundlegende Formulierung seiner Theorie. Er faßte sie in folgenden Grundsätzen zusammen:

- „1. Die Bevölkerung wird zwangsläufig durch die Mittel zur Existenz begrenzt.
2. Wo die Mittel zur Existenz sich vergrößern, wächst die Bevölkerung stets an, falls sie nicht durch sehr mächtige und unverkennbare Gegenkräfte daran gehindert wird.
3. Diese Gegenkräfte, ebenso wie die Kräfte, die den Bevölkerungsüberschuß zurückdämmen und ihn auf der gleichen Höhe wie die Mittel zur Existenz halten, sind geschlechtliche Enthaltbarkeit, Laster und Not.“

In der ersten Auflage seines „*Essay*“ von 1798 hingegen war *Malthus* so unvorsichtig, seine Gegenüberstellung zwischen *menschlicher Fortpflanzungspotenz* durch eine geometrische Zahlenreihe (1, 2, 4, 8, 16, 32 usw.), und „*die Potenz der Erde, Mittel zu seiner Existenz hervorzubringen*, durch eine arithmetische Reihe (1, 2, 3, 4, 5 usw.) zu illustrieren. Natürlich würde die geometrische Progression schnell zu astronomischen Zahlen führen; indessen hat *Malthus* niemals behauptet, daß dieses wohl nur zu Illustrationszwecken angenommene Vermehrungspotential der Menschheit voll ausgeschöpft würde. Andererseits berechnet Fritz *Baade*¹ aus der geschichtlichen Entwicklung der Erdbevölkerung tatsächlich eine geometrische Progression, nämlich eine Zahlenreihe 10:20:40:80:160 usw. bis zu 2500. Sie unterscheidet sich aber von der geometrischen Progression, von der *Malthus* gesprochen hat, dadurch, daß sich die Verdoppelungen in der bisherigen Menschheitsgeschichte nicht in gleichbleibenden Zeiträumen, sondern in sich ständig verkürzenden Zeiträumen vollzogen haben, denn es brauchten die

¹ Fritz *Baade*, *Welternährungswirtschaft*, Hamburg 1956, S. 11.

Verdoppelung 1	2500 Jahre;	Verdoppelung 5	900 Jahre;
Verdoppelung 2	2000 Jahre;	Verdoppelung 6	800 Jahre;
Verdoppelung 3	1500 Jahre;	Verdoppelung 7	150 Jahre;
Verdoppelung 4	1000 Jahre;	Verdoppelung 8	100 Jahre.

Somit ist also die Zuwachsrate der Erdbevölkerung — die heute etwa 1,7 vH im Jahre beträgt — mit zunehmender Geschwindigkeit angestiegen — die Zunahme selbst hat sich progressiv beschleunigt.

„Malthus stellte zwei Gesetze auf: Erstens, Nahrung ist notwendig für die Existenz des Menschen; zweitens, die Geschlechtsliebe ist ebenso notwendig, und an ihr wird sich nicht viel ändern. Dies, so führte er aus, scheinen von Anbeginn, seit wir vom Menschen wissen, Gesetze der menschlichen Natur zu sein, und wir können nicht annehmen, daß sie sich ändern, da es keinerlei Anhaltspunkte dafür gibt, daß eine solche Änderung im Gange wäre².“ So weit, so gut. Aber läßt sich aus diesen unerschütterlichen Erfahrungstatsachen schon ein „Naturgesetz“ über die Entwicklung der Geburtenziffer ableiten, wie es Malthus als Grundlage für eine zuverlässige Prognose gewonnen zu haben glaubte? Besteht überhaupt ein „naturgesetzlicher“ Zusammenhang zwischen Geschlechtstrieb und Fortpflanzung des Menschen? Ein Naturgesetz unterscheidet sich von der bloßen Annahme oder Hypothese dadurch, daß es eine exakte Quantenrelation, ein bestimmtes Zahlenverhältnis zwischen wirksamen Kräften und verursachten Folgen zum Inhalt hat. Die „ehernen“ Naturgesetze ermöglichen eine Voraussage nur über die Wirksamkeit von Kräften, die durch Realexperimente genau erforscht worden sind und deren Konstanz durch diese Experimente bestätigt wurde, nicht jedoch über die Ergebnisse des menschlichen Verhaltens im allgemeinen, die von einer ganzen Reihe unerforschter, teilweise durch psychologische Beeinflussung veränderlicher Faktoren abhängig sind.

Dieser Mangel an exakten Erfahrungs- und Beobachtungsgrundlagen kann auch durch die Einkleidung von theoretischen Hypothesen in jenes mathematische Gewand nicht behoben werden, das die Entdecker von echten Naturgesetzen für ihre Darstellung gewählt haben. Diese exakte Darstellungsform ist dem Inhalt von naturwissenschaftlichen Aussagen angemessen, bei theoretischen Hypothesen erweckt sie den Anschein einer in Wirklichkeit nicht bestehenden Sicherheit und verführt leicht zu Trugschlüssen.

Indessen braucht man kein „Bevölkerungsgesetz“, um den steigenden Bedarf der Welt an Nahrungsmitteln und sonstigen Gütern der Lebensnotdurft voraussehen zu können. Vorauszusehen ist, daß dieser Bedarf an Gütern des einmaligen Verbrauches wie an dauerhaften

² Marston Bates, Die überfüllte Erde — Weltproblem Nummer Eins. (Deutsche Übersetzung von: The Prevalance of People.) München 1959, S. 68.

Konsumgütern an Menge und Qualität rasch und stark zunehmen wird; denn der Bevölkerungszuwachs ist nicht die einzige Quelle, aus welcher dieser Bedarf gespeist wird. Hinzu treten die Wünsche der Menschen nach besserer und billigerer Versorgung mit allen Gütern, welche die Produktion darbietet, Wünsche, welche durch die zunehmenden Produktionsmöglichkeiten selbst und durch eine nimmermüde Reklame geweckt und aufgestachelt werden, bis sie zu unabweisbaren Begierden geworden sind. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich die aus dieser Entwicklung hervortretenden Ansprüche der gegenwärtigen und der kommenden Verbrauchergeneration an die Produktionsleistung der nächsten Zukunft vorzustellen.

Damit kommen wir zu der Fülle jener Probleme, die heute unter dem Titel „*Entwicklungspolitik*“ behandelt werden. Den Unterschied zwischen reichen und armen Völkern hat es wohl schon seit ebensoviel Jahrtausenden gegeben wie den Unterschied zwischen reichen und armen Menschen — aber in der allgemeinen Weltpolitik bestand ein Gleichgewicht, das auf der absoluten Machtüberlegenheit der reichen über die armen Nationen beruhte und mit dem Aufbau des europäischen Kolonialsystems seine höchste Vollendung gefunden, aber auch einen Höhepunkt erreicht hatte, von dem aus der Weg zum Zerfall und zur Auflösung dieses Weltherrschaftssystems führen sollte.

Auch die politische Machtstellung Europas in der Welt ist durch die Entwicklung zwischen 1914 und 1948 schwerer und nachhaltiger erschüttert worden als durch irgendein früheres Ereignis der Geschichte — den militärischen Sieg der armen Germanenstämme über die reichen Römer in der Völkerwanderungszeit nicht ausgenommen; denn diese politische „Wachablösung“ endete doch nach einigen Jahrhunderten mit einer grundsätzlichen Wiederherstellung der alten Ordnung, die später auch in den überseeischen Kolonialgebieten der europäischen Staaten eingeführt worden ist. Vor dem weltweiten Zusammenbruch dieses Kolonialsystems ist jedoch die wirtschaftliche Zukunft der heutigen „Entwicklungsländer“ kaum als ein Problem besonderen Ranges beachtet worden.

Aber der Schritt zur Souveränität hat den neuen Regierungen dieser Länder auch den Weg freigegeben für Entscheidungen in einem weltpolitischen Spannungsfeld, das vor 45 Jahren noch gar nicht bestand, seither jedoch zu einer stetigen Verschärfung der Gegensätze tendiert. Unter diesen Gesichtspunkten wird die Überwindung von Hunger und Not nicht nur, sondern auch der „Entwicklungsunterschiede“ zwischen den armen und den reichen Ländern zu einer *weltpolitischen Aufgabe*, zu einem Kampf, der für die Erhaltung des Weltfriedens und gegen die kommunistische Weltpropaganda geführt werden muß; denn jeder

Sieg dieser Propaganda in einem heute noch armen Lande würde den totalitären Gegenpol der freien Welt eine Schlacht im „kalten Kriege“ gewinnen lassen und seine weltpolitische Machtstellung sowie seine potentielle Ausgangsposition für einen „heißen Krieg“ weiterhin stärken.

Unter diesen Umständen kommt dem Wachstum der Produktion und der Entwicklung des Verkehrs eine weltpolitische Bedeutung zu, die ihre wirtschaftlichen Auswirkungen auf Versorgung und Verbrauch in den hochentwickelten Industriestaaten weit übertrifft. Geht es doch darum, daß die zur Vermeidung weltpolitischer Gefahren in den Entwicklungsländern erforderliche Aufbauarbeit aus der eigenen Wirtschaftskraft dieser Länder auf absehbare Zeit nicht allein geleistet werden kann, sondern erhebliche Kapitalhilfen aus dem Produktionsüberschuß der industriellen Metropolisstaaten erfordern wird.

2. Der Zeitaspekt in der Produktionstheorie: Statik, Kinetik und Dynamik

Die Liste der praktischen Fragen könnte nach Belieben verlängert werden — aber damit hätten wir noch kein Mittel gefunden, auch nur eine davon zu lösen. Bevor wir uns jedoch diesen Lösungsversuchen selbst zuwenden, muß eine Entscheidung über die Methode getroffen werden, deren wir uns dabei bedienen wollen. Daß die konkrete Situation und ihre Bedingungen in jedem praktischen Einzelfalle geprüft und berücksichtigt werden müssen, steht außer Frage. Aber die Kenntnis der individuellen Datenlage ist auch für die praktische Wirtschaftspolitik nicht immer ausreichend; sie mag genügen, um sog. Routinemaßnahmen zu ermöglichen, die im Rahmen einer relativ beschränkten Entscheidungsbefugnis liegen.

Das ideale Anwendungsgebiet aller Routinearbeit liegt indessen nicht auf dem Felde der Entwicklung; sondern es liegt in der stetigen Wiederholung derselben Vorgänge, in einer gleichbleibenden Wiederkehr aller Geschehnisabläufe. Ein solcher Zustand schließt jede Entwicklung aus, zu deren Wesensmerkmalen die Veränderung gehört. Andererseits gibt es einen Zustand, in dem sich gar nichts verändert, nur in der reinen Vorstellung oder Phantasie. Ein Erzeugnis der geistigen Vorstellungskraft ist mithin das „statische Denkmodell“, in welchem alle den Zustand von Wirtschaft und Gesellschaft bestimmenden Faktoren als unveränderliche oder konstante Größen angenommen werden.

Aber der Erklärungswert dieses Vorstellungsbildes wäre gering, wenn es sich um eine völlig willkürliche Gedankenkonstruktion handeln würde. Aber das ist aus zwei Gründen nicht der Fall:

Erstens weil auch die Entwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft kein ununterbrochenes, regelmäßiges Fortschreiten auf einem Wege ohne Anfang und Ende darstellt. In Wirklichkeit ist die soziale und die wirtschaftliche Entwicklung ein historischer Prozeß, der in einem bestimmten Anfangsstadium einsetzt und weder kontinuierlich verläuft, noch endlos weitergeht, sondern auf irgendeiner „Entwicklungsstufe“ plötzlich oder allmählich aussetzen kann. Wenn also die Entwicklung einer Gesellschaft, nachdem sie eine bestimmte „Wirtschaftsstufe“ erreicht hat, jahrtausendlang stehen bleibt und keinerlei Neigung zeigt, diesen Beharrungszustand ohne einen Anstoß oder Eingriff von außen aufzugeben, so ist das soziale und wirtschaftliche Verhalten auf dieser aus eigenem Antrieb erreichten Stufe ausschließlich durch Sitte und Herkommen bestimmt; es handelt sich also um ein „Endstadium“ jener Entwicklung, deren die betreffende Gesellschaft aus eigener Kraft fähig war.

Zweitens weil es außer den Entwicklungs- und Wachstumsprozessen auch die verschiedenen Strukturformen von Wirtschaft und Gesellschaft gibt. Gewiß hat jede dieser Sozial- und Wirtschaftsstrukturen eine Vergangenheit, die sich historisch betrachten läßt, während ihre Zukunft zum Forschungsobjekt einer dynamischen Theorie gemacht werden kann. Unbeschadet dieses Zeitaspektes gibt es aber auch noch einen anderen Gesichtspunkt, der jenem an Bedeutung nicht nachsteht. Denn dieselben Strukturformen, die der Historiker als Entwicklungsstufen oder Wachstumsstadien klassifiziert und in die Reihenfolge ihres zeitlichen Auftretens einordnet, kommen nicht nur im *Nacheinander* der Zeitabfolge vor, sondern sie finden sich auch in einem räumlichen *Nebeneinander* auf der ganzen Erdoberfläche.

Dieser Sachverhalt macht die statische Methode unerläßlich für die vergleichende Morphologie, für ein Studium der gleichzeitig vorhandenen Gesellschaftsformen und Wirtschaftssysteme sowie für eine wissenschaftliche Analyse des Produktionsapparates, der Verkehrseinrichtungen, der Geld- und Kreditorganisation. Eine vergleichende Strukturanalyse von Produktion, Handel und Verkehr ist ja auch erforderlich zur Erforschung der wirtschaftlichen und technischen Grundlagen für eine sinnvolle Entwicklungspolitik; denn die Grundlagenforschung macht erst jene Voraussetzungen klar, welche für bestimmte Maßnahmen dieser Politik im Hinblick auf ihre Zielsetzung bestehen.

Kann schon aus den genannten Gründen auf eine wissenschaftliche Grundlagenforschung nicht verzichtet werden, so sind damit ihre Aufgaben noch keineswegs erschöpft. Nächst den institutionellen Strukturelementen sind noch jene *Bewegungsvorgänge* in Betracht zu ziehen, deren fortlaufender Fluß das Wirtschaftsleben in Gang hält und die

ununterbrochene Verbindung zwischen allen Teilbereichen und Einzelzellen dieses großen Organismus sichert. Dieser komplexe Bewegungszusammenhang wird auch als „volkswirtschaftlicher Kreislauf“ bezeichnet — sofern man ihn in die statische Betrachtung einbeziehen will; und dazu liegt insofern Grund vor, als die stetige Wiederholung eine notwendige Voraussetzung für die Grundfunktionen des Wirtschaftslebens in jeder Gesellschaft und in jedem Lande ist.

Aus demselben Grunde ist auch „das Kreislaufdenken . . . so alt wie die ökonomische Theorie“³. Schon im Jahre 1759 hat François Quesnay sein berühmtes „Tableau Économique“ veröffentlicht — das Urbild eines statischen Wirtschaftskreislaufes in der stationären Gesellschaft, wengleich schon im Denken der Merkantilisten „das Vorhandensein der Kreislaufvorstellung beschlossen“³ sein mag. Auch Karl Marx hat in dem 1885 veröffentlichten Band II seines Buches „Das Kapital“ ein statisches Kreislaufschema ausgearbeitet; allerdings ist „der Zirkulationsprozeß des Kapitals“ (3. Abschnitt) ein Vorgang, der sich nicht nur in der stationären Wirtschaft abspielt; Marx bezeichnet ihn als die „Reproduktion auf einfacher Stufenleiter“ und sagt dazu: „Die einfache Reproduktion auf gleichbleibender Stufenleiter erscheint insoweit als eine Abstraktion. . . . Indes, soweit Akkumulation stattfindet, bildet die einfache Reproduktion stets einen Teil derselben, kann also für sich betrachtet werden, und ist ein realer Faktor der Akkumulation“⁴.

Somit gibt es also einen „statischen Grundkreislauf“ der wirtschaftlichen Güter und des Geldes auch in der nichtstationären Wirtschaft mit der Besonderheit, daß dieser Kreislauf hier nicht unverändert bleibt. Solche Veränderungen, die wir uns zunächst als einfache Vermehrung bzw. Veränderung der in den bestehenden Strombahnen bewegten Geld- und Gütermengen — also der fließenden Stromstärken — vorstellen können, gehören dem Bereiche der *Kinetik* an. Andererseits umfaßt dieses Bereich nicht nur positive wie negative Veränderungen der bewegten Gütermengen, sondern auch ihrer *Werte*. Somit muß man bei der kinetischen Betrachtung die Zunahme und die Abnahme der Geld- und Güterströme sowohl als das Steigen und Fallen der Preise berücksichtigen.

Zunächst unterscheidet man *stetige* und *unstetige* Veränderungen. Eine Zunahme oder Abnahme von Produktion und Beschäftigung, ein Steigen oder Fallen der Preise kann kontinuierlich oder diskontinuierlich erfolgen. Diese Unterscheidung bezieht sich auf das Ausmaß der

³ Erich Schneider, Einführung in die Wirtschaftstheorie, 1. Teil: Theorie des Wirtschaftskreislaufs, 5. Aufl. Tübingen 1955, S. 112.

⁴ Karl Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Bd. II: Der Zirkulationsprozeß des Kapitals, Hamburg 1885. S. 389.

Bewegung, auf ihre Geschwindigkeit im Zeitablauf. Diese Geschwindigkeit kann gleichmäßig sein — sie kann aber auch beschleunigt oder verzögert werden; das bekannteste Beispiel für eine ungleichmäßige Beschleunigung sind die Preiserhöhungen im Endstadium einer sog. „galoppierenden“ Inflation.

Außer ihrer Geschwindigkeit aber hat jede Bewegung auch eine *Richtung*. Wie ist es nun, wenn die Richtung umschlägt, in der sich eine Veränderung bisher vollzogen hat? Ein solcher Richtungswechsel kann plötzlich wie mit einem einzigen Schlage erfolgen, wenn z. B. auf einen mit progressiver Geschwindigkeit oder Beschleunigung verlaufenden Börsenboom ein unerwarteter Kurssturz einsetzt, wie es auf der New Yorker Aktienbörse („Wallstreet“) im Oktober 1929 der Fall gewesen ist. Andererseits muß eine Konjunkturbewegung nicht immer so abrupt abgebrochen werden und vor allem nicht mit solcher Heftigkeit in ihr Gegenteil umschlagen. Es ist durchaus möglich, daß der „*obere Wendepunkt*“ einer Hochkonjunktur durch kein sensationelles Ereignis, durch keinen dramatischen Knalleffekt nach außen hin markiert wird, sondern sich erst nachträglich durch die theoretische Auswertung von statistischen Zahlenreihen ermitteln läßt, die durch fortlaufende Messung der verschiedensten Daten aus allen Bereichen des Wirtschaftslebens gewonnen wurden.

In diesem Falle ergibt sich die „*obere Wende*“ der Konjunktur als der höchste Punkt einer nach oben gewölbten Kurve, und diese Kurve kann nicht durch die einfache Aneinanderreihung von unmittelbaren Meßwerten im Zeitablaufe gewonnen, sondern nur nach einem Index berechnet werden, dessen Aufstellung nach unterschiedlichen Gesichtspunkten möglich ist. Demzufolge muß sich für die „*Gesamtverlaufskurve*“ einer Konjunktur eine von den Verlaufskurven aller Teilkonjunkturen verschiedene Gestalt ergeben, die von der relativen Bewertung dieser Teilkurven im Gesamtindex der Konjunktur abhängig ist. Es ist ein Problem der allgemeinen Konjunktur- und Wirtschaftstheorie, in welchem Maße man dabei die Entwicklung von Produktion und Beschäftigung, des Geld- und Kreditvolumens, der Nominaleinkommen und der Umsätze im Warenhandels- und im Kapitalverkehr oder der Preisentwicklung auf Märkten und Börsen berücksichtigen will.

Genau dieselben Probleme und Schwierigkeiten ergeben sich bei einer Berechnung des „*unteren Wendepunktes*“ einer „*Konjunkturschwankung*“. Auch hier sind die „*wirtschaftlichen Wechsellagen*“ keineswegs schon durch die unmittelbare, praktische Erfahrung gegeneinander abgegrenzt — nicht einmal für den Lagenwechsel zwischen zwei direkt aufeinanderfolgende Konjunkturphasen läßt sich eine

solche Abgrenzung anders als durch die theoretische Abstraktion ermöglichen. Ebenso wie die Krise an der oberen Konjunkturwende nur in Ausnahmefällen an einem ganz bestimmten Zeitpunkt „ausbricht“, ebenso selten läßt sich das Ende einer Depression mit einem bestimmten „Stichtag“ datieren; und das als Ausgangspunkt und zentrale Konzeption einer weltbekannten Theorie berühmt gewordene „Gleichgewicht bei Unterbeschäftigung“ ist zweifellos mit einem unveränderlichen Depressionszustand identisch.

Schon die ungleichmäßige Zeitdauer der einzelnen Konjunkturphasen macht es unmöglich, die wirtschaftlichen Wechsellagen jenen *periodischen Schwankungen* zuzurechnen, die sich in regelmäßigen Zeitabständen wiederholen — weil die Ursachen an einen Zeitrhythmus der gleichmäßigen Wiederkehr gebunden sind. An den *heliakischen Rhythmus* gebunden sind seit den Anfängen des planmäßigen Ackerbaues der Arbeitseinsatz und der Ertragsanfall in der landwirtschaftlichen Produktion — wobei dieser jahreszeitliche Aufwand- und Ertragsrhythmus allerdings einerseits in jeder Klimazone ein anderer ist, andererseits auch mit der Großwetterlage zu schwanken pflegt. Am regelmäßigsten sind nur jene „Saisonschwankungen“, welche als Ergebnis menschlicher Bestimmung entstehen, z. B. durch die lediglich an das Kalenderjahr gebundenen Lohn-, Gehalts- und Steuerzahltermine sowie die Einkaufswelle zum Weihnachtsfest u. dgl.

Die Wechsellagen der Konjunktur hingegen schwanken *aperiodisch*, weil weder die einzelnen Phasenabläufe noch die ganzen „Konjunkturzyklen“ von gleichbleibender Zeitdauer sind. Zweifellos ist nun der sog. „Konjunkturzyklus“ ein theoretischer Begriff von um so höherem Abstraktionsgrad, je weiter man denselben fassen will und demzufolge je mehr konkrete Konstellationsbedingungen historisch nachweisbarer Konjunkturbewegungen man durch diese Abstraktion aus dem allgemeinen Zyklusbegriffe ausschließen muß — um eine Art von „naturgesetzlicher“ Zwangsläufigkeit oder Notwendigkeit zu erreichen. Es ist daher kein Wunder, daß eine Reihe von Autoren — W. A. Jöhr⁵ nennt Irving Fisher (1925), Karl Diehl (1932), C. Synder (1928), Friedrich Lutz (1932) und Walter Eucken (1950) — die reale Existenz eines „Konjunkturzyklus“ geradezu in Abrede stellt.

Wenn auch in einer so komplexen Frage heute noch kein abschließendes Urteil möglich ist, so lassen sich doch zumindest an der sog. *Notwendigkeit* oder *Zwangsläufigkeit* eines *zyklischen* Ablaufes berechtigte Zweifel nicht ganz unterdrücken. *Muß* jede Hochkonjunktur in einer Krise mit nachfolgendem Rückschlag und anschließender De-

⁵ Walter Adolf Jöhr, Die Konjunkturschwankungen, Tübingen-Zürich 1952, S. 25 ff.

pression enden, sobald sie ihre „Scheitelwelle“ erreicht bzw. überschritten hat? Oder handelt es sich hier um Gefahren, die zwar bestehen und nicht unterschätzt werden dürfen, denen wir aber nicht zum Opfer fallen müssen, weil sie sich bei rechtzeitiger, ausreichender und zielbewußter Anwendung der währungs- und kreditpolitischen Instrumente kontrollieren lassen?

3. Wirtschaftsentwicklung und Produktionsstruktur

Andererseits wird durch den Zweifel am strengen Zyklusbegriff auch die Möglichkeit einer verlässlichen Zukunftsprognose in Frage gestellt, die entweder das erklärte oder doch das unbewußte Fernziel fast aller Zyklustheorien gewesen ist. Denn der Kausaldeterminismus bietet nicht nur eine theoretische Erklärungsgrundlage, sondern vor allem in seiner rigorosen, jede Ausnahme ablehnenden Variante auch die formelle Basis für eine Wirtschaftsprognose mit dem Anschein naturgesetzlicher Exaktheit. Ist es nicht ein beinahe unzumutbares Wagnis, diesen scheinbar so sicheren Strand mit all seinen Vorteilen aufzugeben und gleichsam ohne Steuer und Kompaß eine Fahrt in die wilden Fluten des Ungewissen anzutreten? Oder öffnen sich mit dem Verlassen des Konjunkturdeterminismus erst Tür und Tor für alle wirtschaftspolitischen Möglichkeiten — einschließlich jener des zielbewußten Ansteuerns einer „ewigen“ Hochkonjunktur, einer Prosperität ohne Ende?

Dieses Ziel scheint auch tatsächlich in der expliziten oder zumindest unausgesprochenen Absicht jener Autoren zu liegen, welche die sog. „aktive Konjunkturpolitik“ als ein System von Maßnahmen empfehlen, um die Schwankungen der wirtschaftlichen Wechsellagen zu beseitigen und die dynamischen Impulse der unkontrollierten Konjunkturbewegung unter die Kontrolle eines wirtschaftspolitischen Programmes zu bringen, das ihnen nur noch die Rolle einer Antriebsmaschine für einen sanft nach oben gleitenden Fahrstuhl zuweist. Das Endziel dieser Koordinierungspolitik, die das ganze Instrumentarium der währungs-, kredit- und einkommenspolitischen Maßnahmen aufeinander abstimmen will, besteht also in einer Umwandlung der Wirtschaftskinetik in eine *Wirtschaftsdynamik*. Wenn das Ziel erreicht ist, darf es keine diskontinuierlichen Schwankungen, sondern nur noch einen gleichmäßig ansteigenden „Trend“ nach oben geben. Andererseits existiert neben der statischen und der kinetischen Betrachtungsweise auch heute schon eine dynamische Wirtschaftstheorie. Dies zugegeben, kann es sich offenbar nicht nur um einen Unterschied der Forschungsmethode allein handeln; vielmehr muß dieser Verschiedenheit der zugleich verwendeten Methoden auch eine Differenzierung

im Erfahrungsobjekt entsprechen, die es ermöglicht, im Wirtschaftsleben mehrere „Erkenntnisobjekte“ zu untersuchen. Was indessen ist der spezifische Gegenstand einer *dynamischen* Wirtschaftsforschung?

Wo ist das dynamische Erkenntnisobjekt der Wirtschaftstheorie zu suchen? Es handelt sich — um dies nochmal zu sagen — *nicht* um ein Objekt, das durch die angewendete Betrachtungsweise erst entsteht und somit ein geistiges Erzeugnis der Forschungsmethode ist. Eine solche Vermutung konnte bei jenen Autoren aufkommen, die als das einzige Kriterium für die Beobachtung und Beurteilung von wirtschaftlichen Vorgängen nur den Zeitaspekt kennen; denn der bloße Zeitaspekt läßt lediglich die Unterscheidung von kurzfristiger, mittelfristiger und langfristiger Betrachtung zu, Unterschiede, deren Grenzen fließend sind und nicht ohne Willkür gezogen werden können.

Das besondere Kriterium der dynamischen Wachstumsprozesse besteht darin, daß diese Prozesse *irreversible Veränderungen* der Produktionsstruktur sowie des allgemeinen Gefüges von Wirtschaft und Gesellschaft zur Folge haben. Dieses Kriterium ist dem bloßen Zeitaspekt aus den obengenannten Gründen überlegen; andererseits bedarf es aber auch einer anderen Methode als die vergleichende Analyse der Produktionsstrukturen, als die analytische Morphologie. Während jene Wissenschaft mit statischen Denkmodellen arbeiten kann, ist das Ziel einer dynamischen Wirtschaftstheorie nur durch die Konstruktion von Denkmodellen erreichbar, die nicht aus den sich stetig wiederholenden Kreislaufvorgängen in einer stationären Wirtschaft abstrahiert sind.

Die dynamische Theorie begreift die Entwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft als einen fortlaufenden Prozeß, der uns zwar um der Zukunft willen interessiert, aber in Unkenntnis der Vergangenheit nicht erklärt werden kann. Jeder andere Versuch einer Vorschau in die Zukunft müßte auf die dilettantische Bemühung beschränkt bleiben, kurzfristige Gegenwartstendenzen einfach auf ungewisse Zeit zu verlängern; das aber ist keine Zukunftsprognose, sondern Prophetie. Denn es muß doch die Voraussetzung gemacht werden, daß sich jene Faktoren, welche Richtung und Geschwindigkeit des rezenten Wirtschaftswachstums *bestimmen*, während der ganzen Zeitdauer hindurch, für welche die Zukunftsprognose gelten soll, selbst *nicht ändern werden*. Eine solche Voraussetzung wird nur dann nicht die Hypothese des Propheten sein, wenn sie sich wissenschaftlich begründen läßt. Damit aber kommen wir zu einem ausgesprochen sozialphilosophischen Problem — nämlich zu der Frage, ob es soziale und wirtschaftliche Entwicklungsgesetze gibt. Wir können die bekannten Entwicklungstheorien in zwei große Gruppen einteilen, je nachdem ob sie auf diese

Frage eine bejahende oder eine verneinende Antwort geben. Zur „bejahenden“ Gruppe gehören alle *deterministischen Entwicklungstheorien*, deren geistige Wurzel zwar bis auf den „Essay“ von *Malthus* zurückreicht, während die *biologische* Hauptrichtung erst durch zwei spätere Autoren begründet wurde: im Jahre 1858 erfand der englische Zoologe *Alfred Russel Wallace* die Theorie der *natürlichen Auslese*; ein Jahr später (1859) veröffentlichte *Charles Darwin* die erste Fassung seiner berühmt gewordenen *Daseinskampftheorie*. Diese Lehren fanden fruchtbaren Boden bei *Herbert Spencer*, der in seinen Schriften (1850, 1852, 1855, 1861, 1862, 1864, vor allem jedoch in „Study of Sociology“ von 1873 und in „The Principles of Sociology“ (1876) die Gesetze des individuellen Organismus auf die soziale Organisation übertrug; denn er glaubte „nicht nur eine bildhafte Ähnlichkeit, sondern einen fundamentalen Parallelismus in den Bildungsprinzipien aufzudecken“⁶. Bei *Oswald Spengler* hat dieser biologische Determinismus seinen Höhepunkt gefunden („Der Untergang des Abendlandes“, 1918).

Indessen zeigt gerade der konsequente Biologismus von *Spengler*, daß eine biologische „Entwicklungstheorie“ auf lange Sicht hin *zirkulär* sein muß. Denn das organische Leben ist ein Prozeß, der vom Entstehen zum Vergehen führt. Zu demselben Ergebnis führt auch die *Spengler'sche* Geschichtsphilosophie über das Schicksal der sozialen Kulturen. In der Tat zeigt auch die Sozialgeschichte dieselben „Entwicklungsstufen“ von Wirtschaft und Zivilisation, wenn wir die Welt als Ganzes betrachten. Zweifellos hat sich der Übergang der Jäger- und Hirtenstämme zur seßhaften Zivilisation der Ackerbauern und Viehzüchter, wie er vor etwa 10 000 Jahren in den Urstromtälern des Euphrat und Tigris sowie am Nil begann, einige Jahrtausende später in Griechenland, Italien und Spanien und nach der Völkerwanderung nochmals in *ganz* Europa wiederholt.

Aber diese Geschichtsphilosophie sagt uns zwar manches über das Schicksal der sozialen Kulturen, nichts jedoch über die treibenden Kräfte der Entwicklung vom Urzustande der sozialen Zivilisation bis zu jener Stufe des technischen und wirtschaftlichen Fortschrittes, die bis heute erreicht worden ist. Auch aus diesem Grunde kann eine Analyse des säkularen „Trend“ der sozialen Zivilisation nicht auf die vergleichende Morphologie und Strukturbetrachtung beschränkt bleiben; sie muß ihr engeres Forschungsgebiet in der Erkenntnis und Beobachtung jener dynamischen Antriebsfaktoren erwählen, auf deren Wirksamkeit der heutige Stand von Wirtschaft und Technik in den hochentwickelten Industrieländern zurückzuführen ist.

⁶ *Karl Diehl*, *Der Einzelne und die Gemeinschaft*, Jena 1940, S. 9.

Die zweifellos einfachste Lösung dieses Problems ist eine *monokausale* Entwicklungstheorie, wie sie Karl *Marx* geliefert hat. Damit kommen wir zur zweiten Hauptrichtung der deterministischen Sozialphilosophie, nämlich zum „dialektischen“ bzw. „historischen“ *Materi- alismus*. Als alleinbestimmenden Faktor der menschlichen Sozial- geschichte betrachtet *Marx* die Technik der Produktion, wie aus den folgenden Stellen seiner Schriften hervorgeht:

„Die erste geschichtliche Tat ist also die Erzeugung der Mittel zur Befriedigung dieser Bedürfnisse, die Produktion des materiellen Lebens selbst . . . 7. Was sie (die Individuen) sind, fällt also zusammen mit ihrer Produktion, sowohl damit, was sie produzieren, als auch damit, wie sie produzieren⁸.“

„Die sozialen Verhältnisse sind eng verknüpft mit den Produktivkräften. Mit der Erwerbung neuer Produktivkräfte verändern die Menschen ihre Produktionsweise, und mit der Veränderung der Produktionsweise, der Art, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, verändern sie alle ihre gesellschaftlichen Verhältnisse⁹.“

„In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft. . . . Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt¹⁰.“ Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen dieser Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein¹¹.“

Man sieht, daß es sich hier um eine Aneinanderreihung von unbewiesenen Behauptungen handelt, die in ihrer spezifischen Zusammenstellung den Inhalt der marxistischen „Entwicklungstheorie“ ergeben. Aus welchem Grunde sollen die „Produktionsverhältnisse“ . . . vom Willen (der Menschen) unabhängig sein? Diese zumindest des Beweises bedürftige Behauptung findet sich erstmals in einem Brief von *Marx* an P. V. *Annenkow* vom 28. Dezember 1846: „Es steht nicht in der Freiheit der Menschen, sich ihre eigenen produktiven Kräfte zu wählen¹².“ Wer in aller Welt soll diese Produktivkräfte denn sonst wählen? Freilich liegt diese Wahl nicht im Belieben unfreier Arbeitsklaven; indessen sind es doch nicht die Produktivkräfte, welche die Unfreiheit und die Sklaverei eingeführt haben, sondern es sind die Menschen selbst gewesen.

⁷ Karl *Marx*, Die deutsche Ideologie (1845/46, hier zitiert nach der Gesamtausgabe I, 5, S. 17.

⁸ Karl *Marx*, ebenda, S. 11.

⁹ Karl *Marx*, Das Elend der Philosophie. (1847). 2. Aufl. Stuttgart 1892, S. 91.

¹⁰ Karl *Marx*, Zur Kritik der Politischen Ökonomie. (1859). 2. Aufl. Stuttgart 1907, Vorwort, S. LV.

¹¹ Karl *Marx*, ebenda, S. LV.

Noch 1847 war *Marx* der Ansicht, „daß die Produktionsweise, die Verhältnisse, in denen die Produktivkräfte sich entwickeln, nichts weniger als ewige Gesetze sind, sondern einem bestimmten Entwicklungszustande der Menschen und ihrer Produktivkräfte entsprechen“¹³. Im Vorwort zur 20 Jahre später veröffentlichten ersten Auflage seines „Kapital“ (1867) hingegen heißt es: „Der Physiker beobachtet Naturprozesse entweder dort, wo sie in der prägnanten Form und von störenden Einflüssen mindest getrübt erscheinen, oder, wo möglich, macht er Experimente unter Bedingungen, welche den reinen Vorgang des Prozesses sichern. . . . An und für sich handelt es sich nicht um den höheren oder niedrigeren Entwicklungsgrad der gesellschaftlichen Antagonismen, welche aus den Naturgesetzen der kapitalistischen Produktion entspringen. Es handelt sich um diese Gesetze selbst, um diese mit eherner Notwendigkeit wirkenden und sich durchsetzenden Tendenzen.“

Wie er im gleichen Vorwort ein paar Seiten später sagt, will *Marx* das Naturgesetz der gesellschaftlichen Bewegung erkennen und darstellen. „Auch wenn eine Gesellschaft dem Naturgesetz ihrer Entwicklung auf die Spur gekommen ist — und es ist der letzte Zweck dieses Werkes, das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft zu enthüllen —, kann sie naturgemäße Entwicklungsphasen weder überspringen noch wegdekretieren.“ *Marx* „begreift den Vorgang der wirtschaftlichen Gesellschaftsentwicklung als einen ‚naturgeschichtlichen Prozeß‘“¹⁴. Nun wird zwar niemand den Einfluß der Produktion auf das soziale Wirtschaftsleben leugnen und mithin auch nicht die Abhängigkeit der sozialen Gesamtentwicklung von der Produktionsentwicklung in Abrede stellen wollen — eine ganz andere Frage hingegen ist es, ob diese beiden Entwicklungsreihen naturgesetzlich bestimmt sind.

Marx glaubte diese Frage dadurch entscheiden zu können, daß er den naturwissenschaftlichen Gesetzesbegriff seiner Zeit aus der Mechanik übernahm und ihn auf das soziale Wirtschaftsleben übertrug — ohne jedoch seine Anwendbarkeit auf diesem Gebiete nachzuprüfen oder zu rechtfertigen. Ein solches Vorgehen ist offenbar nicht wissenschaftlich, sondern dogmatisch — wie schon *Karl Kautsky* dem Marxismus vorgeworfen hat¹⁵.

¹² Hier zitiert nach *Charles Morgan*, Von der Freiheit des Geistes (deutsche Übersetzung von „*Liberties of the Mind*“, London 1951), Stuttgart 1956, S. 68.

¹³ *Karl Marx*, Das Elend der Philosophie, a.a.O., S. 105/106.

¹⁴ *Hans Barth*, Masse und Mythos, Hamburg 1959, S. 109.

¹⁵ In seiner gegen *Bernstein* gerichteten Schrift „*Bernstein und das sozialdemokratische Programm*“ (1899) warf *Kautsky* dem Marxismus vor, daß er überhaupt keine Wissenschaft, sondern nur ein System von Dogmen sei.

Jede Produktionsweise entsteht und verändert sich durch die Anwendung von technischen Erfindungen für wirtschaftliche Zwecke. Die Erfindung ist ein geistiger Akt — materiell ist nur das Anwendungsgebiet, die Welt, die der Mensch durch seine Erfindungen sich unterwirft, die er seinen Zwecken dienstbar macht. Weil der Mensch die Konsistenz der ihn umgebenden Natur und die Regelmäßigkeit bestimmter Vorgänge erkannte, darum vermochte er die materiellen Vorgänge unter seine Kontrolle zu bringen, und mit dem Umfange dieses Wissens wuchs seine Macht über die materielle Umwelt.

Im Dienste der technischen Naturbeherrschung wie der wirtschaftlichen Produktion erfüllt das Denken einen praktischen Zweck. Indem es „Gleichförmigkeiten aus der Natur herauszieht“, erweist es sich als eine Voraussetzung für das praktische Handeln, das sich diese Gleichförmigkeiten durch die Anfertigung von Werkzeugen und Maschinen zunutze machen will. Das menschliche Denken gehorcht also der *Finalität* — während das Naturgeschehen durch die *Kausalität* beherrscht wird. Diese beiden Begriffe dürfen nicht miteinander verwechselt werden: Der Geist kann nicht ein derselben Kausalität unterworfenen Objekt sein, deren Walten er in den Naturvorgängen erkennt und der Verwirklichung seiner Absichten zugrundelegt.

Andererseits besteht eine Grundvoraussetzung des „dialektischen“ Materialismus gerade in der prinzipiellen Ablehnung des Unterschiedes zwischen dem erkennenden Subjekt — nämlich dem menschlichen Geiste mit seinem finalen Denkvermögen — und dem erkannten Objekt, nämlich der materiellen Natur. In der marxistischen Entwicklungstheorie hingegen — dem sog. „historischen“ Materialismus — werden sie „sozialen Produktionsverhältnisse“ zwar als „Produkt der Menschen“ angesehen; da jedoch Karl *Marx* die Menschen selbst in die allgemeine Naturkausalität restlos einbezieht, d. h. ihr Handeln durch dieselben materiellen Gesetze lückenlos determiniert glaubt, welche die mechanischen Vorgänge in der Natur bestimmen, findet sich in seinem System kein Platz mehr für die das menschliche Verhalten bestimmende *Finalität*. Wenn ein Geschehen ausschließlich kausal bestimmt wird, so ist ein finaler Bestimmungsgrund nicht nur unnötig und überflüssig, sondern geradezu denkunmöglich — durch seine Heranziehung würde die Erklärung „überbestimmt“. Durch die dogmatische Ausschließlichkeitshypothese des Materialismus ist also auch die Berücksichtigung zusätzlicher Erklärungsgründe für den orthodoxen Marxisten versperrt worden.

Wie dieses Beispiel zeigt, ist Einseitigkeit der Preis, welcher für einen konsequenten Kausalmonismus bezahlt werden muß. Andererseits hat jedes monokausale Denkmodell auch den psychologischen

Vorteil der maximalen Einfachheit für sich; es läßt sich leichter und demzufolge auch überzeugender demonstrieren als ein Denksystem, das die ganze Fülle der Tatsachen und Zusammenhänge berücksichtigen will. Zudem ist die marxistische Entwicklungstheorie nahezu ein ganzes Jahrhundert lang die einzige Untersuchung geblieben, welche über dieses umfassende Gebiet veröffentlicht wurde — nämlich zwischen „Principles of Political Economy“ des John Stuart Mill von 1848 und Joseph Schumpeters „Capitalism, Socialism and Democracy“ von 1942.

Unter den modernen Autoren hat Walt W. Rostow erst (1953) eine methodologische Studie „The Process of Economic Growth“ und 1960 unter dem Titel „The Stages of Economic Growth“ eine Alternative zur marxistischen Entwicklungstheorie vorgelegt. W. Arthur Lewis hingegen hat in seiner „Theory of Economic Growth“ von 1954 „nicht . . . den Versuch gemacht, eine Theorie der Gesetze der Entwicklung auszuarbeiten“; denn er glaubt „nicht, daß es Entwicklungsstadien gibt, durch welche jede Gesellschaft, von primitiven Verhältnissen durch den Feudalismus zur Marktwirtschaft hindurch gehen muß“¹⁶. „Geschichtliche Tatsachen sind soviel weniger sicher festgestellt als die Ergebnisse wiederholter Experimente, daß hier der Unterschied des Grades zu einem Unterschied der Art wird.“ „Daraus folgt, daß Theorien der gesellschaftlichen Entwicklung niemals auf eine gleich sichere Grundlage gestellt werden können wie Theorien der Chemie und Biologie, die sich auf wiederholte Experimente stützen können“¹⁷.

¹⁶ W. Arthur Lewis, Die Theorie des wirtschaftlichen Wachstums, Deutsche Übersetzung durch Herbert von Beckerath, Tübingen-Zürich 1956, S. 11.

¹⁷ W. Arthur Lewis, ebenda, S. 9.